

OLIVIER TRUC

40 TAGE NACHT

Thriller

Aus dem Französischen von
Elsbeth Ranke

DROEMER 

Die französische Originalausgabe erschien 2012 unter dem
Titel »Le dernier Lapon« bei Éditions Métailié, Paris.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Vollständige Taschenbuchausgabe April 2016
Droemer Taschenbuch

© 2012 by Éditions Métailié, Paris

© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Werner Wahls

Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur GmbH, München

Coverabbildung: © Mohamad Itani / Arcangel Images

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30513-3

2 4 5 3 1

Aslak strauchelte, so erschöpft war er. Normalerweise fanden seine Füße den Weg von selbst. Er schlug zu Boden, doch die dicke Schicht Heidekraut federte ihn ab. Das Bündel hatte der Alte nicht losgelassen. Ein aufgeschreckter Lemming huschte davon. Aslak richtete sich auf und warf einen Blick über die Schulter, schätzte den Abstand zu seinen Verfolgern ab. Das Bellen kam näher. Viel Zeit blieb ihm nicht. Schweigend rannte er weiter. Mit seinem durchfurchten Gesicht und den markanten Wangenknochen hatte er etwas Mystisches an sich. Ihm brannten die Augen, aber seine Füße fanden den Weg jetzt wieder von alleine. Der Körper wuchs über sich hinaus. Er lächelte, atmete schneller, bis ihm schwindelig wurde, der Körper leicht, der Blick klar, die Schritte unfehlbar sicher. Er wusste, dass er jetzt nicht mehr fallen würde. Und er wusste, dass er diese laue Nacht nicht überleben würde. Zu lange waren sie ihm schon auf den Fersen. Es war aus.

Er blieb stehen, kaum außer Atem, und blickte sich um. Keine Einzelheit in der Umgebung entging ihm, die weite Hochebene, der Schwung der Felsen, die elegante Uferlinie des Sees in Form eines Bärenkopfes, in der Ferne die Berge, kahl waren sie, sanft geschwungen, er entdeckte ein paar schlafende Rentiere. Ein Bach plätscherte dahin. Hier. Der murmelnde Bach, die Mündung in den See, die Spuren der Rentiere, die im Osten in den Fjell führten, wo das Glimmen der aufgehenden Sonne vom Anfang seines letzten Tages kündete. Er drückte das Bündel an sich. Nahe dem Ufer lag eine kleine Insel im See. Er ging darauf zu, schnitt mit seinem Messer Zweige von den Zwergbirken. Die In-

sel war überwuchert von Heide und Sträuchern. Das Bellen kam näher. Er zog die Schuhe aus, warf die Zweige ins Wasser, um im Schlamm keine Spuren zu hinterlassen. So watete er bis zum Felsen, kletterte hoch, hob das Heidekraut an und schob sein Bündel darunter. Dann machte er kehrt, lief weiter. Jetzt hatte er keine Angst mehr. Die Hunde hetzten ihn noch immer. Kamen näher. Bald schon waren hinter dem Hügelkamm die Männer zu sehen. Aslak blickte ein letztes Mal auf den See, den Bach, die Ebene, die Insel. Der lila-orange Schimmer der Sonne zeichnete Streifen auf die Wolken. Er lief, und doch spürte er, dass seine Beine ihn nicht mehr trugen. Die Hunde hatten ihn jetzt eingeholt, Doggen, die ihn knurrend umringten. Er rührte sich nicht mehr. Es war aus. Jetzt waren auch die Männer da, außer Atem, mit hervorstehenden Augen. Sie schwitzten, wirkten böse. Doch auch in ihren Augen stand die Angst. Ihre Kittel waren zerrissen, ihre Schuhe durchnässt, und sie stützten sich auf ihre Stöcke. Sie warteten. Einer von ihnen trat heran. Aslak sah ihm ins Gesicht. Er wusste, was jetzt kam. Längst wusste er das. Er hatte es schon miterlebt. Der Mann wich dem Blick des alten Sami aus und trat hinter ihn.

Dem Alten blieb der Atem weg, als der heftige Schlag die Wange bersten ließ und ihm den Kiefer brach. Das Blut schoss heraus. Er fiel auf die Knie. Ein zweiter Stockschlag ging auf ihn nieder. Der Sami wankte unter dem Stoß, obwohl er versucht hatte, seinen Körper vorzubereiten. Jetzt trat ein sehniger Mann vor. Der andere hielt inne und setzte den Stock ab, blieb aber hinter Aslak stehen. Der sehnige Mann war schwarz gekleidet. Er warf Aslak einen kalten Blick zu, dann dem Mann mit dem Stock, der zwei Schritte zurücktrat, unruhig huschten seine Augen umher.

»Durchsucht ihn.«

Zwei Männer traten vor, sie waren froh, dass das Schweigen gebrochen war. Brutal rissen sie ihm den Mantel weg.

»Du verteufelter Wilder, wehr dich bloß nicht.«

Aslak schwieg. Er wehrte sich nicht. Doch diese Männer hatten Angst. Der Schmerz übermannte ihn. Das Blut rann. Die Männer zerrten an ihm, zwangen ihn, seine Hose aus Rentierleder herunterzulassen, rissen ihm die Schuhe weg, seine vierzipfelige Mütze, die einer von ihnen weit weg schleuderte, nicht ohne vorher ausgiebig darauf gespuckt zu haben. Ein anderer nahm ihm das Messer aus Rentierhorn und Birkenholz ab.

»Wo hast du sie versteckt?«

Der Wind blies jetzt über die Tundra, eine Wohltat.

»Wo, du Teufelsgeist?«, schrie der Mann in Schwarz in so drohendem Ton, dass selbst seine Begleiter einen Schritt zurückwichen.

Der Mann in Schwarz begann ein stilles Gebet. Der Wind hatte sich gelegt, und die ersten Mücken sirrten. Jetzt stützte sich die Sonne auf den Fjell. Der Kopf des Sami taumelte vor Schmerz. Kaum spürte er den Schlag, als der Stock ihm die halbe Schläfe fortriss.

Der Schmerz weckte ihn. Ein unerträglicher Schmerz. Sein Kopf musste zerborsten sein. Die Sonne stand hoch. Er roch den Gestank um sich. Männer, Frauen, Kinder beugten sich über ihn. Sie waren zahnlos, zerlumpt, blickten ihn scheel an. Sie stanken nach Angst und Ignoranz. Er lag auf dem Boden. Statt Mücken sirrten jetzt Fliegen, die sich auf seinen klaffenden Wunden scharten.

Der Mann in Schwarz trat vor, die kleine Menge teilte sich. Pastor Noræus baute sich vor ihm auf.

»Wo ist sie?«

Aslak fühlte sich fiebrig. Blut durchtränkte seinen schmutzstarrenden Kittel, und der Gestank machte ihn benommen. Eine Frau spuckte auf ihn. Die Kinder lachten. Der Sami dachte an seinen kranken Sohn, den er mit Gebeten an die samischen Götter zu retten versucht hatte. Der Pastor ohrfeigte das Kind, das ihm am nächsten stand.

»Wo hast du sie hingetan?«, schrie er. Die Kinder verkrochen sich hinter ihren Müttern.

Ein Mann im himmelblauen Kittel trat heran und flüsterte dem Pastor etwas ins Ohr. Zuerst kam keine Reaktion. Dann nickte er. Der Mann in Blau reichte dem Sami die Hand, und zwei andere Männer griffen ihm unter die Arme. Der Sami schrie auf. Der Schmerz verschleierte ihm den Blick. Die Männer schleppten ihn bis zu dem niedrigen Holzhaus, in dem alle Angelegenheiten des Dorfes geregelt wurden.

»Schau, diese unsäglichen Ikonen«, polterte der Pastor. »Erkennst du sie?«

Aslak bekam kaum Luft. Sein Schädel war kurz vor dem Zerplatzen. Es wurde immer heißer. Die Fliegen juckten unerträglich. In seiner zerfetzten Wange schien es von Leben zu wimmeln. Die Dorfbewohner drängten sich im Raum, die Hitze nahm einem den Atem.

»Das Schwein ist schon von Würmern zerfressen«, grinste einer der Männer angeekelt. Er spuckte ihn an. Der Speichel traf Aslak wie ein Dolchstoß.

»Genug!«, brüllte der Pastor. »Du wirst vor Gericht gestellt, Sami!«, schrie er und schlug auf den Tisch aus massiven Holzblöcken, um den aufgebrachten Mob zum Schweigen zu bringen.

Diese Leute widerten ihn an. Er hatte nur eines im Sinn: so schnell wie möglich zurück nach Uppsala.

»Ruhe gefälligst! Ein bisschen mehr Respekt für euren Herrn und euren König.«

Sein schwarzer Blick richtete sich auf die Ikonen der samischen Götter und auf die Darstellung des Thor.

»Sami, haben dir diese Ikonen das geringste Heil gebracht?«

Aslak hielt die Augen halb geschlossen. Er sah die Seen seiner Kindheit vor sich, die Berge, in die sie so oft gezogen waren, die dichtbewachsene Tundra, in der er so gerne verschwand, die Zwergbirken, in die er zu schnitzen gelernt hatte.

»Sami!«

Aslak hielt die Augen geschlossen. Er regte sich leicht.

»Sie haben Heilung gebracht«, röchelte er kaum hörbar. »Besser als dein Gott.«

Ein Raunen ging durch den Raum.

»Ruhe!«, brüllte der Pastor. »Wo ist dein Versteck?« Seine Stimme überschlug sich. »Wo ist es, sag es, wenn du nicht auf den Scheiterhaufen willst, du Elender. Rede, du erbärmliches Geschöpf, so rede doch!«

»Ins Feuer, ins Feuer!«, schrie eine Frau, die einen Säugling an ihrer schlaffen weißen Brust trug.

Die anderen Frauen stimmten ein:

»Ins Feuer, verbrennt ihn!«

»Ruhe, Ruhe!«

»Auf den Scheiterhaufen mit dem Sami, auf den Scheiterhaufen. Die Hölle über ihn!«

Der Pastor schwitzte, er wollte es hinter sich bringen. Der Gestank, dieser blutige Teufel mit den pechschwarzen Haaren, dazu die hässlichen, stumpfsinnigen Bauern – das alles wurde ihm unerträglich. Gott stellte ihn auf eine harte Probe. Mit Nachdruck würde er seinem Bischof in Uppsala ins Gedächtnis rufen, dass er dem Herrn voller Eifer gedient hatte in diesen wilden Weiten Lapplands, in die doch sonst kein Pastor gehen wollte. Aber jetzt war es genug.

»Sami.« Seine Stimme tönte jetzt lauter, der erhobene Zeigefinger gebot Schweigen. »Du hast ein Leben voller Sünde gelebt, verstrickt in deinen heidnischen Aberglauben.«

Es herrschte jetzt Stille, aber die Spannung war mit Händen zu greifen.

Der Pastor nahm eine dicke bemalte Bibel zur Hand. Sein Finger wies auf die anklagenden Worte.

»*Wer den Göttern opfert und nicht dem Herrn allein, der soll dem Bann verfallen!*«, donnerte er plötzlich, und der dumpfe Hall seiner Stimme verschreckte die Männer.

Eine dicke Bäuerin mit verschwellenem Gesicht sank seufzend in Ohnmacht, die Hitze hatte sie überwältigt. Aslak stürzte zu Boden.

»Der Prophet aber oder der Träumer soll sterben, weil er euch gelehrt hat, abzufallen von dem Herrn, eurem Gott.«

Die Männer und Frauen fielen auf die Knie und murmelten Gebete, die Kinder blickten entsetzt um sich, draußen war der Wind aufgefrischt und trug heiße, schwüle Luft herein.

Der Pastor war verstummt. Hunde bellten. Dann schwiegen auch sie.

»Der Richtspruch wurde vom Königlichen Gericht zu Stockholm bestätigt. Sami! Das Urteil Gottes und des Königs werde vollzogen.«

Zwei dreckstarrende Männer ergriffen Aslak und schleppten ihn ohne Umstände nach draußen. Zwischen dem Flussufer und dem Dutzend Holzhäuser des Dorfes war der Scheiterhaufen schon aufgerichtet.

Aslak wurde an den Pfahl gebunden, der eigens von der Küste hatte geordert werden müssen, denn hier in der Gegend gab es keine Bäume, die sich für diesen Zweck eigneten. Der Pastor stand reglos dabei, während die Mücken an ihm saugten.

Den Dorfbewohnern entging das Boot voller Rentierfelle weiter unten mit dem Jungen darin. Als der sah, was vor sich ging, erstarrte er. Ihm war sogleich klar, welches Drama sich da abspielte. Er kannte den Mann auf dem Scheiterhaufen. Er gehörte zu einer Nachbarsippe.

Eben hatte ein Bauer Feuer an den Scheiterhaufen gelegt. Schnell fraß sich das Feuer durch die Äste. Aslak begann zu heulen. Er zwang sich, sein heiles Augenlid so weit wie möglich zu heben.

Vor sich sah er den See, den Hügel. Er erkannte die Gestalt des jungen Sami. Die Flammen begannen an ihm zu lecken.

»Andern hat er geholfen, so helfe er sich selber!«, grinste ein Mann mit nur einem Auge und einer Hand.

Der Pastor ohrfeigte ihn.

»Du sollst Gott nicht lästern!«, brüllte er und schlug ihn erneut. Der Mann schlich davon, die heile Hand an den Kopf gelegt.

»Sami, Sami, du wirst in der Hölle schmoren«, rief er. »Weh dir, Verdammter!«

Ein Kind begann zu weinen.

Und plötzlich schrie der Sami. Inmitten der lodernden Flammen halluzinierte, greinte er, ein unmenschliches Heulen war es, ein schrilles Schreien, der Schrei eines Mannes, der kein Mensch mehr war. Der Schrei ging in ein unerträgliches Gurgeln über, bis der Mann einen Ton jenseits des Schmerzes gefunden hatte und die Stimme in eine andere Dimension eintrat. Eine verblüffende Harmonie lag darin, geschlagen vom Schmerz, aber klar wie Kristall für den, der die Qual herauszufiltern wusste.

»Der Elende singt seinen Göttern!«, ächzte ein verängstigter Mann und hielt sich mit beiden Händen den Kopf. Der Pastor blieb ungerührt. Seine Augen suchten den Blick des Sami, als würde ihm der durch die Flammen verraten, wo er versteckt hatte, was der Pastor zu suchen eigens gekommen war.

Aslaks Schrei ließ den samischen Jungen in seinem Boot erstarren. Fasziniert und verschreckt erkannte er den kehligen Tonfall eines samischen Gesangs. Als Einziger hier verstand er die Worte. Der Gesang, der schrille, kehlige Gesang, trug ihn fort von dieser Erde. Der Joik wurde immer abgehackter, überstürzter. Der Sami war zum Höllenfeuer verdammt, aber mit letzter Kraft wollte er überliefern, was zu überliefern war.

Und dann verstummte er. Still wurde es. Auch der junge Sami blieb ganz still. Schließlich machte er kehrt, ruderte fort, im Kopf das Röcheln des Sterbenden. Sein Blut war ihm so in den Adern gefroren, dass es ihm ganz selbstverständlich vorkam. Er wusste, was er zu tun hatte. Und nach ihm sein Sohn. Und der Sohn seines Sohnes.

Montag, 10. Januar.



Polarnacht.

9:30 Uhr. Zentrallapland.

Es war der großartigste Tag des Jahres, der Tag, der alle Hoffnung der Menschheit trug. Morgen würde die Sonne wiedergeboren. Seit vierzig Tagen gingen die Seelen der Frauen und Männer auf der Vidda unter dem Joch, weil ihnen dieser Lebensquell versagt war.

Klemet war Polizist und vernünftig, ja, ihn steuerte die Vernunft, immerhin war er Polizist; in der Entbehrung des Lichts sah er einen untrüglichen Beweis für die Ursünde. Warum sonst wäre der Menschheit ein derartiges Leid aufgebürdet? Vierzig Tage, an denen sie keinen Schatten warfen, wo sie dem Erdboden gleich waren wie die kriechenden Insekten.

Und wenn morgen die Sonne nicht kam? Aber Klemet war vernünftig. Schließlich war er Polizist. Die Sonne würde wiedergeboren. In der Morgenausgabe des *Finnmark Dagblad*, der Lokalzeitung, hatte sogar gestanden, um wie viel Uhr der Fluch endete. Wie schön war doch der Fortschritt. Wie hatten seine Ahnen es nur ertragen, dass sie nicht in der Zeitung lesen konnten, dass die Sonne am Ende des Winters wiederkehrte? Vielleicht kannten sie keine Hoffnung?

Morgen zwischen 11:14 und 11:41 Uhr wäre Klemet wieder ein Mensch, ein Mensch mit eigenem Schatten. Und am Tag danach durfte er den Schatten schon zweiundvierzig Minuten länger behalten. Wenn die Sonne erst einmal anfang, ging es ganz schnell vorwärts.

Die Berge würden wieder Tiefe bekommen und in all ihrer

Pracht dastehen. Die Sonne würde sich in die Täler ergießen, würde vergessene Ausblicke zum Leben erwecken, die sanfte, fatale Unendlichkeit der fast kahlen Hochebenen im inneren Lappland.

Bisher war die Sonne nur ein Glimmen der Hoffnung, eine Spiegelung auf den orange und rosa verfärbten Wolken über den Gipfeln mit dem bläulichen Schnee.

Wie jedes Mal beim Anblick dieses Schauspiels dachte Klemet an seinen Onkel Nils Ante, der als einer der begabtesten Joik-Sänger der Region galt. Mit seinem schrillen Kehlgesang erzählte der Dichteronkel von den Wundern und Rätseln der Welt.

Nils Ante hatte Klemet seine gesamte Kindheit über mit den Joiks betört, und die Zaubermärchen wogen bei weitem alle Bücher auf, die andere kleine Norweger zu Hause lasen. Klemet hatte keine Bücher gebraucht. Er hatte Onkel Nils Ante gehabt. Er selbst dagegen hatte nie singen können, und es schien ihm absolut unangebracht, die Natur, in der er lebte, mit Worten zu beschreiben.

»Klemet?«

Manchmal, wenn er wie heute auf der Vidda, dieser riesigen wüstengleichen Hochebene, auf Streife war, gönnte er sich ein kurzes nostalgisches Päuschen. Aber er verstummte unter der erdrückenden Erinnerung an den Joik – Poesie war nichts für ihn.

»Klemet? Kannst du ein Foto von mir machen? Mit den Wolken im Hintergrund.«

Seine junge Kollegin zückte ihre kleine Kamera, die sie aus dem dunkelblauen Overall geholt hatte.

»Findest du das jetzt den richtigen Moment dafür?«

»Schlimmer als rumzuträumen ist es auch nicht«, erwiderte sie und reichte ihm das Gerät.

Klemet brummte. Sie musste auch immer eine Antwort parat haben. Ihm dagegen fielen die guten Sprüche meistens erst zu spät ein. Er zog seine Fäustlinge aus. Am besten brachte er es gleich hinter sich. Der Himmel war wolkenlos, die Kälte damit umso erbarmungsloser. Minus siebenundzwanzig Grad.

Nina nahm die Fellmütze aus Robbenleder und Fuchspelz ab und schüttelte ihr blondes Haar. Sie stieg auf das Schneemobil und grinste breit ins Objektiv, die buntgestreiften Wolken im Rücken. Eine atemberaubende Schönheit war sie nicht, aber anmutig und freundlich, mit großen, ausdrucksvollen blauen Augen, die wirklich jedes ihrer Gefühle verrieten. Klemet fand das sehr praktisch. Er machte das Foto, aber aus Prinzip nicht ganz zentriert. Nina war vor drei Monaten zur Rentierpolizei gestoßen, aber dies war ihre erste Streife. Bisher war sie im schwedischen Kiruna stationiert gewesen, wo die Direktion der Rentierpolizei saß, und erst neuerdings in Kautokeino auf der norwegischen Seite.

Klemet ärgerte sich, dass sie ständig fotografiert werden wollte, und achtete darauf, dass er immer einen Finger halb vor das Objektiv hielt. Wenn Nina ihm das Ergebnis zeigte, erklärte sie ihm jedes Mal mit ihrem freundlichen Lächeln, dass er bitte die Finger an den Rand des Geräts legen musste. Als wäre er gerade zehn geworden. Diesen Tonfall konnte er nicht mehr ertragen. Also hörte er auf, die Finger ins Bild zu halten. Ihm würde schon etwas anderes einfallen.

Es wehte ein leichter Wind. Bei dieser Kälte konnte das schnell zur Tortur werden. Klemet warf einen schnellen Blick auf den Navi an seinem Schneemobil. Reiner Reflex. Er kannte diesen Fjell in- und auswendig.

»Fahren wir.«

Klemet stieg auf sein Schneemobil und fuhr los, Nina gleich hinter ihm. Unten am Hügel folgte er dem Verlauf eines unsichtbaren Baches, der unter Eis und Schnee begraben lag. Er wich den Birkenästen aus und drehte sich immer wieder gewissenhaft um, um sicherzugehen, dass Nina noch hinter ihm war. Aber man musste zugeben, ihre Maschine beherrschte sie schon fast perfekt. Eineinhalb Stunden fuhren sie so, über endlose Hügel und Täler. Als sie sich dem Berg Ragesvarri näherten, wurde das Gelände steiler. Klemet richtete sich auf dem Scooter auf und

beschleunigte, Nina folgte ihm. Zwei Minuten später wurde es still.

Klemet nahm den Helm ab, unter dem er seine Fellmütze trug, und zog sein Fernglas heraus. Er stand auf dem Trittbrett des Schneemobils, ein Knie auf der Sitzbank, und musterte ausgiebig die Umgebung, suchte Grate und Hügel ab, prüfte, ob sich auf dem Schnee etwas bewegte. Dann holte er eine Thermosflasche heraus und bot Nina Kaffee an. Sie kam auf Klemets Schneemobil zu, bis zur halben Wade sank sie im Pulverschnee ein. Sie hatte Mühe, sich bis zu ihm vorzuarbeiten. Klemets Augen funkelten vor Schadenfreude, aber er verbot sich zu lächeln. Das ist für das Foto, dachte er.

»Sieht eher ruhig aus, oder?«, stellte sie zwischen zwei Schlucken fest.

»Ja, sieht so aus. Johan Henrik hat mir gesagt, seine Herde zerstreut sich allmählich. Die Rentiere haben nicht mehr genug zu fressen. Und wenn sie über den Fluss kommen, platzt diesem Dickkopf von Aslak wieder mal der Kragen, den kenne ich doch.«

»Aslak? Meinst du den, der in einer Kote wohnt? Ihre Herden vermischen sich?«

»Wenn du mich fragst, ist das schon passiert.«

Klemets Telefon piepste. Der Polizist steckte in aller Ruhe das Handy unter die Ohrenklappe seiner Fellmütze.

»Rentierpolizei, Klemet Nango«, meldete er sich.

Er hörte lange zu, hielt die Tasse in beiden Händen, und manchmal grummelte er etwas zwischen zwei Schlucken Kaffee.

»Ja, wir sind in ein paar Stunden da. Oder vielleicht morgen. Und du hast wirklich überhaupt keine Spur von ihm gesehen?«

Klemet trank beim Zuhören noch einen Schluck, dann legte er auf.

»Also, jetzt haben doch Mattis' Tiere als Erste Mist gebaut. Das war Johan Henrik. Er hat mir gesagt, an die dreißig Rene von Mattis sind über die Straße und weiden bei ihm. Gehen wir.«

2

5:30 Uhr. Kautokeino.

Der Eingang zur Galerie war verwüstet. Der Schnee wirbelte durch die offene Doppeltür. Die Glasscherben mischten sich mit den Flocken, die im eisigen Wind bereits festgefroren waren.

Der Scheinwerferkegel eines Schneemobils, das mit einem Ruck vor dem Gebäude stehen blieb, erhellte die Szene.

Der schwere Thermo-Overall behinderte den Fahrer, als er ungenlenk auf den Eingang zulief. Er rieb sich energisch die Wangen und versuchte, seine Vorahnung zu verdrängen.

Er und seine Frau waren noch in prätouristischen Zeiten an diesem unbekanntem Flecken im hohen Norden Norwegens gelandet. Ihre Faszination für die Sami und ihr Talent als Juweliere hatten in Kautokeino ideale Entfaltungsmöglichkeiten gefunden.

Mit den Jahren hatte er gemeinsam mit seiner Frau einen der erstaunlichsten Orte des Landes geschaffen, ein Dutzend asymmetrische Gebäude, die sich hoch über dem Tal drängten. Helmut nahm im Eingang eine Taschenlampe vom Haken und begann seinen mühseligen Erkundungsgang. Die »verbotene Stadt«, wie manche sie getauft hatten, hatte so manchen Ästheten der Sami-Kultur schockiert und unter den samischen Kunsthandwerkern Misstrauen gesät. Helmut hatte sich die samischen Techniken der Silberverarbeitung angeeignet und gehörte inzwischen zu den ausgewiesenen Experten der Region. Er hatte dieser Volkskunst, die wegen der Unstetigkeit der Nomaden nur wenig sichtbar war, zum Ritterschlag verholfen, indem er ihr einen ambitionierten Ausstellungsraum schenkte. Dass das Spiel gewonnen war, hatte Helmut begriffen, als ihm eines Tages Isak

Mattis Sara, der Chef der Siida Vuorje, eine mächtige Sippe westlich von Karasjok, seine eigene Wiege aus Birkenholz gebracht hatte, um sie in der Abteilung zur samischen Lebensart auszustellen. Heute besaß er eine der schönsten Sammlungen Nordeuropas.

Helmut durchschritt den nächsten Raum, er war riesig und widmete sich den Sammlungen aus Zentralasien. Hier wurden Silberschmuck und Keramik ausgestellt. Alles schien in Ordnung.

Plötzlich hörte er ferne Schritte auf den Glasscherben. Sie mussten vom Eingang kommen. Er blieb stehen, um zu horchen. Das schwache Echo hallte durch die Räume. Er hielt den Atem an, lauschte. Instinktiv griff er nach einem afghanischen Dolch an der Wand und löschte seine Taschenlampe.

»Helmut!«

Jemand rief ihn. Erleichtert seufzte er auf.

»Hier. Im afghanischen Salon!«, schrie er zurück. Er legte den Dolch beiseite.

Ein paar Sekunden später sah er eine verummte Gestalt eintreten, die nur schwerfällig vorwärtskam. An dem dick aufgeblähten Overall erkannte er sofort den Journalisten.

»Johan, du liebe Güte, was machst du denn hier?«

»Berit hat mich angerufen. Sie hat vor ungefähr einer halben Stunde ein Schneemobil wegfahren sehen.«

Verunsichert ging Helmut weiter. Alles schien an Ort und Stelle zu sein. Ob vielleicht ein junger Trinker die Eingangstür zertrümmert hatte? Der Eindruck schien sich zu bestätigen, als er endlich im letzten Raum war, dem »weißen Saal«, in dem sich die Schätze der samischen Kunst stapelten, der schönste Schmuck, in strahlendem, fein ziseliertem Silber.

Und da sah Helmut die Tür zum Lager. Sie stand offen, der Griff war weg. Jemand hatte ihn blindwütig ausgerissen. Wieder hatte er einen Knoten im Bauch.

Grelles Licht überflutete den großen Lagerraum. Da waren vor

allem Kisten, auf großen Wandregalen nach Nummern geordnet. In der Mitte des Raumes standen alte Kieferntische. Hier schien nichts zu fehlen. Gut, gut. Als Nächstes kontrollierte er das erste Regal. Zwei Kisten enthielten in Horn geschnitzte Kamele aus einer Werkstatt in Kandahar. Gut. Aber das obere Fach war leer. Der Schmerz im Bauch war mörderisch. Das Regal durfte nicht leer sein! Die Kiste war weg.

Als Johan das Gesicht des Deutschen sah, begriff er sofort.

»Was fehlt?«

Helmuts Mund stand offen, sein Blick war verständnislos.

»Helmut, was fehlt?«

Der Galeriebesitzer sah den Journalisten an, schloss den Mund und schluckte.

»Die Trommel«, brachte er mühsam heraus.

»Oh, verdammt!«

3

11:30 Uhr. Zentrallappland.

Nina klammerte sich an das Schneemobil und drückte den Gashebel durch. Die Zweige der Zwergbirken peitschten ihr ins Gesicht. Mit Leichtigkeit nahm die starke Maschine die Steigung. Die dicke Schneeschicht ebnete den Weg und ließ sie problemlos vorwärtskommen. Nur wenige Sekunden nach Klemet erreichte sie den Gumpi, auf halber Höhe eines sanften Hügels. Sie staunte immer wieder, wie es die Züchter mitten im Winter wochenlang in diesen rudimentären Verschlügen aushielten, wenn das Thermometer auf minus fünfunddreißig, manchmal minus vierzig Grad sank und sie völlig abgeschnitten waren, zig Kilometer vom nächsten Dorf entfernt. Der Wind blies jetzt stärker, und nichts auf diesem kahlen Fjell schien ihn aufhalten zu können, obwohl der Hügel dem Gumpi leichten Windschatten bot. Sie nahm den Helm ab, rückte ihre Fellmütze zurecht und musterte den Gumpi. Ein Zwischending zwischen Wohnwagen und Baustellenbaracke, nur kleiner. Rauch stieg aus dem blechernen Kamin. Der Gumpi war weiß und stand auf dicken Kufen, so dass man ihn abschleppen konnte. An den Seiten war er mit Metallplatten verstärkt. Hässlich sah das aus, aber die Ästhetik hatte hier in der Tundra wenig zu melden.

Nina betrachtete das chaotische Durcheinander vor dem Unterschlupf. Das Schneemobil des Rentierzüchters, eine einfache Werkbank zum Holzhacken – die Axt steckte in einem der Hackstöcke –, Metall- und Plastikkanister, zwei Blechkisten auf einem Schneemobilanhänger, überall verstreut Enden von Plastikseilen, und vor dem Gumpi sogar das achtlos liegengelassene Fell

und der Kopf eines Rentiers. Blut befleckte den Schnee. Die Eingeweide waren zwischen zeretzten Müllsäcken verstreut, wahrscheinlich das Werk eines Fuchses. Nina trat hinter Klemet durch die enge Tür, er hatte nicht geklopft.

Mattis richtete sich langsam auf und rieb sich die Wangen.

»Bores«, grüßte ihn Klemet.

Wie gewöhnlich hatte Klemet ausgenutzt, dass die Verbindung auf dem See noch gut war, und Mattis mit einem Anruf sein Kommen angekündigt.

Nina trat vor und beugte sich zu Mattis.

»Guten Tag. Nina Nansen. Ich bin neu bei der Rentierpolizei, Streife P9 mit Klemet.«

Mattis reichte ihr seine fettige Hand, die Nina mit einem Lächeln drückte.

Die junge Polizistin sah sich um, die Unordnung und der Schmutz beeindruckten sie. Die Möblierung war spartanisch. Links an der Längswand ein paar Regale voller Kanister mit farbigen Flüssigkeiten, Konservendosen und an Nägeln aufgehängtem Werkzeug, Lederriemen, traditionelle Messer. Wenn man es recht bedachte, war das Regal noch relativ aufgeräumt. Diese Gegenstände mussten für den Hirten wichtig sein. Daneben ein Stockbett.

Rechts ein Ofen und eine Truhenbank. Zwischen Bett und Bank ein langer, schmaler Tisch. Auf der oberen Liege ein Durcheinander von Plastiktüten mit Kleidung und Konservenbüchsen, Seile, Decken, ein Thermo-Overall, ein dicker Umhang aus Rentierfell, mehrere Paar Handschuhe, eine Fellmütze, ein einziges dreckiges Chaos. Mattis lag auf der unteren Liege, halb steckte er in einem dicken Schlafsack, der auf Rentierfellen lag. Auf dem Schlafsack schichteten sich mehrere zerrissene Decken voller Essens- und Fettflecken.

Auf dem kleinen Ofen dampfte ein dicker Topf. Ein weiterer Kessel mit schmelzendem Schnee stand auf dem Boden.

Quer durch den Gumpi hingen an einer Schnur zwei Rentier-

lederschuhe und mehrere Paar Strümpfe von zweifelhafter Sauberkeit zum Trocknen, außerdem zwei Stücke Rentierhaut ohne Fell. Zwei Paar dicke Winterstiefel sahen unter dem Regal hervor.

Nina ließ neugierig den Blick durch den bescheidenen Gumpi schweifen. Am liebsten hätte sie ihn fotografiert, aber sie traute sich nicht. Dreckig war es hier, abstoßend. Und faszinierend. Ihr wurde klar, dass sie eine unbekannte Welt betreten hatte. Aber wie konnte man in Norwegen so leben? In ihrem eigenen Land? Das hier erinnerte sie an eine Reportage über ein rumänisches Sinti-Lager, die sie im Fernsehen gesehen hatte. Fehlten nur noch die halbnackten Kinder. Gleichzeitig genierte sich Nina. Sie wusste gar nicht recht, warum. Klemet schien es nichts auszumachen. Aber er kam aus der Gegend. Er kannte das. Dies hier war also auch ein Gesicht des skandinavischen Königreichs. Aber trotzdem! Das hier sollte Norwegen sein? In Ninas Dorf in Südnorwegen hatten die Fischer auf dem Wasser ähnlich winzige Hütten. Da lagerten Boote und Netze. Nina hatte sich als Kind manchmal dort versteckt, um zuzusehen, wie die großen Fischkutter im Dorf anlegten, obwohl die Mutter es ihr verboten hatte. Die Männer bringen die Sünde, sagte die Mutter. Ihre Mutter sah überall Sünde.

Und doch herrschte in den Fischerhütten nicht solche Armut. Dieser Gumpi jedoch war das reinste Elend.

Ihre Mutter hätte sich dieser armen Seele anzunehmen gewusst. Sie wusste immer, was zu tun war, was gut und was böse war. Sie fragte sich, ob Klemet sich die gleichen Gedanken machte oder ob er abgestumpft war. Oder ob er einfach fand, solche Lebensbedingungen wären normal.

Mattis sah die beiden unsicher an. Sein Blick blieb ausweichend.

»Ah, du hast mir eben am Telefon vielleicht einen Schreck eingejagt«, rief er Klemet zu, der sich ihm gegenüber auf die Bank gesetzt hatte. »Als du mich angerufen hast, hast du dich mit ›Polizei‹ gemeldet. Da hatte ich aber das Herz in den Hosen. Du hättest mal ›Rentierpolizei‹ sagen können.«

Klemet lachte, während er die Tassen aus dem Rucksack holte.

»Stimmt doch«, fuhr Mattis fort. »Wenn einen die Polizei anruft, weiß man nie, was die einem wieder auftischen. Aber bei der Rentierpolizei weiß man wenigstens, dass es nie was besonders Schlimmes ist. Stimmt doch, Klemet.«

Klemet schien mit seinem Schachzug zufrieden. Er zog eine Plastikflasche mit einer klaren Flüssigkeit hervor.

»Ha«, rief Mattis. »Mich kriegst du damit nicht!«

»Nein, diesmal ist es Wasser«, versicherte ihm Klemet.

Mattis hatte sich entspannt. Er begann mit ausgebreiteten Armen zu singen, ein schriller, kehliger Gesang, abgehackt, manchmal tief in der Brust. Nina verstand kein Wort. Das musste ein Willkommens-Joik sein. Klemet hörte lächelnd zu.

Nina setzte sich auf den Rand der Bank, die ebenfalls von Flecken übersät war.

»Bevor du dich hinsetzt, kannst du den Topf holen«, sagte Mattis zu ihr.

Nina sah ihn irritiert an. Er selbst hatte nicht einmal Anstalten gemacht, aufzustehen.

»Natürlich«, sagte sie lächelnd. »Du siehst so müde aus. Schön war das, was du da gesungen hast.«

Mattis war eindeutig angetrunken, und Leute in diesem Zustand mochte Nina nicht. Sie waren ihr unheimlich. Sie nahm die Fellmütze ab, suchte nach einer einigermaßen sauberen Stelle, um sie abzulegen, stand dann anmutig auf, holte den Topf und stellte ihn auf den Tisch. Ohne abzuwarten, tauchte Mattis seine Gabel hinein und holte ein Stück Fleisch heraus, an dem er herumknabberte, während die Soße auf den Schlafsack tropfte, aus dem er sich kaum befreit hatte.

»Ich habe auch einen Onkel, der Joik-Sänger war«, sagte Klemet.

»Ja, stimmt, dein Onkel Nils Ante war ein guter Joiker.«

»Er konnte einen Gesang einfach so improvisieren, aus dem Stegreif, wenn er von einem Ort erzählen wollte, einem Men-

schen, oder von etwas, das er gerade gesehen und das ihn berührt hatte. Sogar beim Sprechen war seine Stimme ein bisschen träge. Und ich habe immer schon vorher gesehen, wie seine Augen gefunktelt haben, wenn er loslegen wollte.«

»Und was macht dein Onkel jetzt?«

»Er ist alt. Er singt nicht mehr.«

Auch Klemet versenkte jetzt sein Messer in den Topf und holte sich ein Stück Fleisch heraus, das er in seinen Napf legte. Nina ließ ihn machen. Er war es gewohnt, mit den Rentierzüchtern umzugehen. Mit ihnen musste man sich Zeit lassen, hatte Klemet ihr gesagt. Sie fragte sich, ob Mattis wirklich einfach so ein Rentier erlegen durfte.

Klemet beugte sich über seinen Napf, offenbar hatte er es nicht besonders eilig, ins Gespräch zu kommen. Er entdeckte einen Knochen.

»Darf ich?«, fragte er Mattis.

Der andere schob das Kinn vor und zog gleichzeitig eine Tüte Tabak aus der Tasche.

Das Handy klingelte, als Klemet gerade das Rentierbein mit einem Schlag seines Messergriffs zertrümmern wollte.

»Zum Teufel!«, grummelte er. Er betrachtete kurz den zierlichen Knochen, als erwartete er eine Antwort. Nur ein paar Stücke gekochtes Fleisch baumelten daran. Verdrießlich wandte er sich zu Mattis um, dessen Kinn von der Suppe glänzte. Ein kleines Stück Fleisch war in seinem Bart hängengeblieben. Klemet verzog das Gesicht, Knochen und Messer noch in der Hand. Zwischen zwei Klingeltönen hörte man nur den eisigen sibirischen Wind, der Finnmark seit zwei Tagen erstarren ließ. Als ob die dreißig Grad unter null nicht genug wären.

Mattis nutzte die Pause, um einen Drei-Liter-Kanister unter dem Bett hervorzuziehen. Er stellte ihn auf den Tisch und goss sich die Tasse voll.

Das Handy klingelte wieder. Sogar mitten auf der Vidda hatten sie manchmal Netz.

Plötzlich hörte das Klingeln auf. Klemet sah auf das Display. Er sagte nichts. Nina blickte ihn auffordernd an. Irgendwann reichte der Kollege ihr das Telefon. Nina las den Namen.

»Ich rufe später zurück«, sagte Klemet nur.

Offenbar wurden die Züchter sehr schnell nervös und ungeduldig, wenn die Herden sich vermischten.

Mattis schob den Kanister zu Klemet hinüber.

»Nein danke.«

Er sah Nina an, die den Kopf schüttelte und mit einem Lächeln ablehnte. Mattis trank seine Tasse halb leer und verzog mit zugekniffenen Augen das Gesicht.

Klemet nahm sich wieder den Rentierknochen und zerbrach ihn mit einem Schlag. Er reichte ihn Nina. Im Gesicht der jungen Kollegin war keine Spur von Lächeln mehr.

»Willst du?«

»Nein«, erwiderte sie kurz angebunden. Sie spürte, dass ihr am Ende Klemets Lieblingswitz doch nicht erspart bleiben würde.

Langsam hob er den Knochen an den Mund, sah sie an und saugte lautstark einen Teil des Knochenmarks heraus. Mit dem Handrücken wischte er sich den Mund ab. Er blinzelte Mattis zu und wandte sich mit funkelnden Augen an Nina.

»Du weißt schon, dass das hier das Sami-Viagra ist?«

Mattis' Augen huschten unsicher von einem Polizisten zum anderen, bis Klemet losprustete.

Nina betrachtete ihn. Ja, dachte sie, das hatte sie in den vier Tagen der Streife schon mindestens zweimal aus seinem Mund gehört.

Jetzt lachte auch Mattis, so dass man seinen zahnlosen Mund sah, und sein irres Gelächter überraschte Nina. Er nahm den Knochen und saugte gierig das Mark heraus.

»Ha, Sami-Viagra!«

Erneut prustete er los, mit einem Seitenblick auf Klemet. Dann begann er wieder einen Joik, schlug mit der Hand den Takt, und sein Blick ruhte auf Nina, obwohl er sie nicht wirklich

zu sehen schien. Klemet amüsierte sich offenbar köstlich. Er wischte sich die Augenwinkel und sah Mattis vergnügt an.

Nina saß immer noch auf der Kante der Bank, sie hatte die Knie angezogen und das Kinn darauf gelegt. Mit dem Overall war das gar nicht so einfach. So saß sie, wenn sie schmollte. Sie schob die Unterlippe vor, aber ganz diplomatisch bedachte sie den Rentierzüchter mit einem höflich ablehnenden Lächeln. Offenbar bekamen sie hier nicht so oft Frauen zu Gesicht.

»Tja, also ich bin voll in Form«, legte Klemet nach und sah Nina aufmunternd an.

Und Mattis lachte wieder los und klopfte sich die Schenkel.

»Ha, sie sieht aber auch gut aus, oder«, hickste er.

Klemet richtete sich plötzlich auf und nahm sich eine Kelle von der Brühe. Als Mattis ihn so ernst sah, hörte auch er abrupt zu lachen auf. Nina hatte sich wieder aufgefaltet und schenkte sich Kaffee ein, von der Rentierbrühe ließ sie lieber die Finger. Ausgiebig musterte Mattis die junge Frau, deren dunkelblauer Pulli sich lose um ihre Brust legte. Dann warf er einen schnellen Blick auf Klemet und senkte die Lider.

Nina fühlte sich unbehaglich. Dieser Rentierzüchter mit seinen begehrliehen Blicken widerte sie an, obwohl sie wusste, dass er ihr vor allem leidtun sollte.

»Also, Mattis, deine Tiere sind über die Straße. Du weißt doch, dass sie bei Johan Henrik sind? Er hat uns angerufen.«

Mattis stutzte bei Klemets plötzlichem Themenwechsel. Er blinzelte ihn nervös an, dann wanderte sein Blick zu Nina und rutschte von ihrem Gesicht auf ihren Busen.

»Ach, wirklich?«, erwiderte er unschuldig. Er rieb sich den Nacken.

Wieder klingelte das Telefon. Klemet griff danach, ohne Mattis aus den Augen zu lassen. Die Verbindung brach noch schneller zusammen. Diesmal zeigte das Display an, dass es die Wache in Kautokeino war. Auch sie würden warten müssen.

»Und?«, setzte Klemet an.

Nina beobachtete den Rentierzüchter. Er hatte hohe Wangenknochen und ein kleines Kinn, sein Gesicht war vom Wetter gerbt, sein Bart für einen Sami eher dicht. Wenn er zu sprechen ansetzte, fing er mit einer Grimasse an, er kniff die Augen zu, legte die Unterlippe über die obere, dann riss er Augen und Mund auf. Trotz des Unbehagens, das er ihr einflößte, war Nina fasziniert. Noch nie war sie einer solchen Gestalt begegnet. In ihrem kleinen Dorf im Süden, an einem Fjord zweitausend Kilometer entfernt von hier, sah man keine Leute wie ihn. Das gab es einfach nicht!

»Tja, weiß nicht.«

Klemet öffnete seinen Rucksack und holte einen Satz Landkarten im Maßstab 1:50.000 heraus. Er schob den Kessel und ein paar Bohnendosen voller Kippen zur Seite. Mattis leerte schnell seine Tasse, verzog wieder das Gesicht und schenkte sich randvoll nach.

»Schau, wir sind hier. Da ist der Fluss, da der See, über den du für den Weidewechsel nach Norden ziehst. Im Moment hat Johan Henrik seine Tiere hier und hier, im Wald.«

»Ach, echt?«, sagte Mattis und gähnte.

»Und deine sind über den Fluss.«

»Der Fluss ...«

Er lachte, hickste, und wurde wieder ernst.

»Na ja, aber meine Rene können halt keine Karten lesen, weißt du.«

»Mattis, du weißt ganz genau, was ich meine. Deine Rene haben auf dieser Seite des Flusses nichts zu suchen. Du weißt, dass es im Frühling wieder die Hölle wird, wenn du und Johan Henrik eure Tiere auseinanderklamüsern müsst. Das gibt Streit wie immer. Du weißt genau, wie viel Arbeit das Scheiden ist.«

»Und seine Herde zu überwachen, wenn man ganz allein ist, mitten im Winter in der Tundra, ist das etwa keine Arbeit?«

»Wo liegt denn deine Winterweide?«, fragte Nina.

Die junge Polizistin hatte von der Rentierzucht bislang nur

eher theoretische Kenntnisse aus einem Lehrgang in Kiruna. Als kleines Mädchen hatte sie oft die wenigen Schafe ihrer Mutter gehütet. Vor allem, weil es ihr Spaß machte, denn eigentlich hüteten sich die Schafe am Ende des Fjords ganz alleine. Bei ihr zu Hause war Hirte kein Beruf, höchstens ein Hobby. Dass man die Nacht mitten im Eissturm verbringen musste, um Rentiere zu überwachen, erschien ihr unglaublich. Sie musste sich auf konkrete, messbare Daten stützen können, um etwas zu begreifen.

Mattis gähnte wieder, rieb sich die Augen, trank einen Schluck Schnaps. Ninas Frage ignorierte er.

»Warum mault er denn so, der Johan Henrik.« Er sah Klemet an. »Er braucht doch nur seine Tiere auf die Höhe weiterzutreiben. Er hat ja Leute.«

»Mattis«, sagte Nina, »ich habe dich gefragt, wo deine Weide ist?«

Die junge Frau hatte ganz ruhig gesprochen. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass Mattis ihre Frage absichtlich ignorierte.

»Ja, er hat Leute«, erwiderte Klemet. »Aber du bist trotzdem auf seinem Gebiet. So ist es eben. Du bist für deine Herde verantwortlich.«

»Na und, ich habe diese Grenzen schließlich nicht gezogen. Das waren diese verdammten Beamten von der Rentierverwaltung, mit ihren schönen Buntstiften und Linealen in ihren gut geheizten Büros.«

Er trank einen Schluck, diesmal ohne einen Wimpernschlag. Er war zornig.

»Ich habe mir fast die ganze Nacht damit um die Ohren geschlagen, die Herde zusammenzutreiben. Meinst du, das macht Spaß?«

»Mattis, kannst du mir bitte die Grenzen deiner Weide zeigen?«

Ninas Stimme war immer noch sanft.

»Hast du keinen, der dir helfen kann?«, fragte Klemet weiter.

»Der mir helfen kann? Wer denn?«

»Manchmal hilft dir Aslak.«

»Tja, diesmal nicht. Der Winter war für alle beschissen. Er muss wohl noch sauer sein. Außerdem haben die Tiere nicht genug zu fressen. Sie schaffen es nicht durch das Eis bis an die Flechten runter. Ich habe die Nase voll. Und ich habe kein Geld für Trockenfutter. Also gehen meine Tiere dahin, wo es zu fressen gibt. Dann nehmen sie halt das Moos auf den Bäumen im Wald. Was kann ich schon dafür?«

Er nahm noch einen ausgiebigen Schluck. »Aber nachher gehe ich schauen.«

Er leerte die Tasse. Und gähnte ausgiebig.

»Und das kleine Fräulein, soll ich ihr die Zukunft lesen?«

»Das kleine Fräulein hätte gerne, dass du ihm die Grenzen deiner Weide zeigst.«

»Das sagt dir Klemet. Also keine Zukunft? Na, dann schlaf ich jetzt.«

Und ohne weitere Umstände drehte er sich in seinem Schlafsack um.

Klemet verdrehte die Augen zum Himmel und machte Nina ein Zeichen zum Aufbruch.

Draußen trat Klemet an Mattis' Schneemobil, legte eine Hand auf den Motor und musterte die Maschine kurz.

»Klemet, warum hat Mattis mir nicht geantwortet?«

»Ach, weißt du, ein bisschen sind hier alle Machos. Die sind es nicht gewohnt, mitten im Winter in der Tundra Frauen zu begegnen, noch dazu in Uniform. Sie wissen einfach nicht, wie sie damit umgehen sollen.«

»Hm. Und du, du weißt das aber?«

»Was meinst du damit?«

»Ach, nichts. Und, wie ist es mit den Weidegrenzen? Dein guter Freund hat mir gesagt, du zeigst sie mir.«

Es begann wieder zu schneien, obwohl es so kalt war. Klemet faltete auf der Sitzbank seines Scooters die Karte auf und zeigte Nina die Weide.

»Aber wenn er einen Wald braucht, dann könnte er seine Herde doch nach Nordwesten treiben, da ist ein viel größerer Wald, und das mitten in seinem Gebiet, weit weg von Johan Henrik.«

»Ja, vielleicht. Vielleicht waren sie da schon. Und vielleicht ist ein Großteil seiner Herde auch immer noch da. Wir können mal vorbeischaun, wenn du willst. Und danach fahren wir zu Johan Henrik.«

Sie saßen wieder auf. Ein paar Minuten später hielt Klemet mitten auf dem See. Er wusste, dass sein Telefon hier Netz hatte. Die erste Nachricht war von Johan Henrik. Offenbar war er völlig entnervt. Die zweite Nachricht von der Wache in Kautokeino war noch knapper. Die Streife P9 sollte auf der Stelle heimkehren. Johan Henrik musste wohl warten.

4

12 Uhr. Kautokeino.

Karl Olsen hatte den Motor seines Pick-ups laufen lassen. Der große Parkplatz ein paar Kilometer außerhalb von Kautokeino war beinahe leer, nur ein einsamer Anhänger stand vor dem Eingang zum Rentiergehege, das zu dieser Jahreszeit verlassen war. Von der Straße aus war er nicht mehr zu sehen. Er goss sich noch eine Tasse Kaffee ein, trank ihn heiß, wie er war, und blickte sich um. Bald müsste er anfangen, das Material zu überprüfen. Er schob seine grüne Kappe mit braunem Schirm und dem Logo einer Düngemarke über die Stirn zurück und kratzte sich den Kopf, langsam, mit zugekniffenen Augen. Ja, dieses Jahr brauchte er viel Gerste. Und er wollte es dieses Jahr mit Treibhaustomaten versuchen. Da konnte man neue EU-Subventionen abgreifen. Nicht für den heimischen Markt, aber solche Sachen waren bei Touristen immer beliebt, Tomaten aus Lappland. Still grinst er vor sich hin.

Die Nachricht vom Diebstahl war in den 9-Uhr-Nachrichten immer noch die Schlagzeile. »Es war die erste traditionelle Sami-Trommel, die definitiv auf samischen Boden zurückgekehrt ist«, erklärte der Deutsche im Radio. »Diese Trommeln wurden von den Schamanen verwendet. Und diese ist für die Bevölkerung hier von unschätzbarem Wert. Für sie ist es ein wahres Drama, denn die Leute kämpfen seit Jahren darum, dass diese Trommeln endlich wieder in das Land ihrer Vorfahren zurückkehren.«

Karl Olsen rümpfte die Nase, als er das Interview hörte.

»Das Land ihrer Vorfahren ... was für ein Hornochse von Piefke. Was weiß der schon von den Vorfahren?«

Er kippte den erkalteten Kaffeerest aus dem Fenster. Seit heute Morgen brachten sie wirklich nichts anderes, dachte er und goss sich noch etwas Kaffee nach.

Ein paar Minuten später parkte ein blauer Volvo neben seinem koreanischen Pick-up. Ein hochgewachsener Mann mit Schnauz-
bart setzte sich neben ihn.

»Kaffee?«

»Ja.« Der Ankömmling nahm die Mütze ab. »Okay, was hast du? Mach schnell, ich habe nicht viel Zeit.«

»Diese Geschichte mit der Trommel?«

»Ja. Alle sind total nervös.«

»Weißt du, Rolf, ich habe deinen Vater gut gekannt, ein ordentlicher Kerl. Ich glaube, er mochte mich auch.«

»Und?«

»Seit wann bist du jetzt bei der Polizei, Junge?«

»Seit siebzehn Jahren. Hast du mich herbestellt, um über meinen Lebenslauf zu reden?«

»Und seit drei Jahren oder wie viel bist du hier im Dorf zurück?«

»Ein bisschen mehr, ja, das weißt du doch.«

»Hör zu, Kleiner, diese Geschichte mit der Trommel ist ärgerlich.«

»Ja, ärgerlich, natürlich ist sie ärgerlich. Und?«

»Die Geschichte wird überall für Aufregung sorgen, weißt du.«

»Die sorgt jetzt schon überall für Aufregung.«

»Ja ja, ich habe gerade diesen bescheuerten Deutschen gehört, ein wahres Trama, ein wahres Trama.« Der Bauer äffte den Akzent des Galeriebesitzers nach.

Rolf Brattsen mochte diesen Helmut auch nicht. Er kümmernte sich zu viel um die Lappen, und zu wenig um die Norweger.

Olsen wandte sich ein Stück weiter dem Polizisten zu. Er hatte immer noch diesen steifen Hals und musste seinen gesamten

Oberkörper drehen, damit er seinem Gesprächspartner ins Gesicht sehen konnte. Er blinzelte Rolf Brattsen schief an.

»Hör zu, Rolf, ich will dir etwas sagen. So bin ich nämlich: Ich sage, was los ist. Du weißt, wer ich bin, du weißt, dass ich in der Fortschrittspartei bin. Und du weißt, was wir in der Partei von diesen Lappen-Geschichten halten.«

Jetzt schwieg der Polizist.

»Ich weiß nicht, was du davon hältst, aber was dein Vater davon hielt, weiß ich. Und dein Vater und ich dachten dasselbe. Du weißt ja, dass dein Vater ein guter Norweger war, oder? Und du bist doch auch ein guter Norweger, oder, Kleiner?«

Dem alten Bauern wurde es zu ungemütlich, er beugte sich vor und verstellte den Rückspiegel so, dass er dem Polizisten in die Augen sehen konnte, ohne sich zu verdrehen.

»Also, Kleiner, ich weiß, dass du ein guter Junge bist. Jedenfalls war dein Vater einer. Du weißt, dass wir damals den Roten das Leben schwergemacht haben. Tja, und mit den Lappen ist es dasselbe, oder, Kommunismus und Co, diese Typen mit ihren Geschichten vom Bodenrecht. Ich weiß genau, was Boden ist. Und der Boden entscheidet ganz allein, wem er gehören will, und zwar dem, der sich um ihn kümmert, sonst keinem, verstehst du? Und ich kümmere mich um den Boden. Und diese beschissene Trommel wird diese Typen wieder wachrütteln. Meine Trommel, mein Boden, und der ganze Scheiß. Weißt du, für uns ist das nicht gut, dieses Trara. Außerdem bringt das die Korinthenkacker aus Oslo wieder auf die Matte, diese Hauptstadthirnis brauchen wir hier nicht, klar? Uns geht's doch besser unter uns, oder? Und noch besser ginge es uns ohne diese Lappen.«

Karl Olsen unterbrach sich einen Moment, schüttete seinen kalten Kaffee wieder aus dem Fenster und schenkte sich heißen nach.

»Sag mal, gerade gesprächig bist du ja nicht. Wie dein Vater, sieh an. Ach, das war ein guter Kerl. Zackig, auf den konnte man

zählen, weißt du. Tja, die Roten haben sich an uns ganz schön die Zähne ausgebissen. Du siehst ihm ähnlich. Er wäre stolz auf dich, Kleiner.«

»Hör zu, Karl«, fiel ihm der Polizist plötzlich ins Wort, »diese bescheuerten Lappen mag ich auch nicht besonders. Und genauso wenig mag ich, dass diese Arschlöcher von Russen hier bei uns rumlaufen, und diese Arschlöcher von Pakistani, die nur so über uns herfallen. Aber zuerst mal bin ich Polizist.«

»Hujujuj, jetzt kommst du aber in Fahrt!« Der Bauer lächelte honig süß. Ihm gefiel, welche Wendung das Gespräch endlich nahm. »Natürlich bist du Polizist, und zwar ein guter. Ich wollte nur, dass du weißt, dass du nicht allein bist. Die sollen bloß nicht zu viel ins Grübeln kommen, diese Leute. Und ich denke mir, vielleicht macht es gar nichts, wenn sie diese Trommel nicht wiederkriegen. Sonst könnte sie das noch auf Ideen bringen. Weißt du, wo sie jetzt sogar schon ihre eigene Polizei haben ...«

»Die Rentierpolizei? Diese Weicheibrigade! Irgendwelche dahergelaufenen, aufgeplusterten Strass-Polizisten!« Jetzt kam Rolf Brattsen wirklich in Fahrt.

»Übrigens«, fuhr er fort, »die aus Kautokeino sind gerade bei diesem abgefahrenen Mattis. Dieser durchgeknallte Irre, der den ganzen Tag lang singt und säuft, statt seine Rentiere zu hüten.«

»Ach, bei dem sind sie?« Karl Olsen versuchte jetzt doch noch einmal, sich dem Polizisten zuzuwenden. »Also, abgefahren ist der wirklich. Aber tja, wenn sie halt auch immer untereinander ficken müssen, oder? Weil, kennst du Mattis' Alten?«

»Den alten Irren da, der angebliche Schamane?«

»Das meinen alle, Kleiner. Eigentlich ist dieser Mattis, sein Vater, nämlich sein Onkel, der Bruder von seiner Mutter, klar?«

Rolf Brattsen schüttelte den Kopf. »Okay, ich muss dann wieder in die Wache. Ich wusste gar nicht, dass ihr euch so gut kennt, mein Vater und du.«

Zum ersten Mal drehte er sich zu dem Bauern um und musterte ihn. »Er hat mir nie was von dir erzählt.«

Der Bauer blickte starr geradeaus. »Geh und tu deine Arbeit, Junge«, sagte er, ohne Rolf anzusehen. »Und vergiss nicht, zu wem du gehörst. Und dass die ihre Trommel vielleicht nicht allzu schnell wiederkriegen sollten, weil sonst regen die sich noch auf, diese Kommunisten von Lappen.«